

Dr. Monika Hölscher (Hg.)

**Wetzlar erinnert e.V.
und
Projekt Jüdisches Leben
in Frankfurt e.V.**



Heft 8 / 2015

Hessische Landeszentrale
für politische Bildung

HESSEN



Hessische GeschichteN 1933–1945

Die Reihe „Hessische GeschichteN 1933–1945“ wird mehrmals pro Jahr Menschen und Orte vorstellen, die die nationalsozialistische Zeit von 1933 bis 1945 näher beleuchten. Der Schwerpunkt wird dabei auf der Arbeit der zahlreichen Gedenkstätten- und Erinnerungsinitiativen in Hessen liegen.

Die Schriftenreihe „Hessische GeschichteN 1933–1945“ erscheint als Eigenpublikation der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, Referat 2/III „Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus / Zeitgeschichte / Rechtsextremismus“, Taunusstraße 4–6, 65183 Wiesbaden, Tel. 0611/32-4030, www.hlz.hessen.de

Herausgeberin: Dr. Monika Hölscher

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der HLZ dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Heft 8: Wetzlar erinnert e.V. und Projekt Jüdisches Leben in Frankfurt e.V.

Autorinnen und Autoren: Monika Hölscher, Andrea Neischwander, Ernst Richter, Irmtrude Richter, Angelika Rieber

Gestaltung: Grafik & Satz GbR, Wiesbaden, www.grafiksatz.de

Druck: Dinges & Frick, Wiesbaden

Erscheinungsdatum: Juli 2015

Auflage: 2.000

ISBN: 978-3-943192-27-8

ISSN: 2195-5956

Titelfoto: Unterkunftsbarracke für Fremdarbeiter und KHD-Maiden in der Franziskanerstraße 4 in Wetzlar.

Foto: M. Hölscher

Vorwort

Seit den 1980er Jahren ist in Hessen eine eindrucksvolle Gedenkstättenlandschaft für Opfer des Nationalsozialismus entstanden. Die meisten dieser Einrichtungen und Initiativen werden ehrenamtlich geleitet. Viele lokale Forschungsarbeiten sind publiziert worden, die das Bild der NS-Zeit in Hessen vervollständigen, auch in Hinblick auf die so genannte „Täterforschung“.

Das ist eigentlich eine gute Nachricht, doch sollte man nicht den Blick vor den Herausforderungen der Zukunft verschließen. Neue Aufgaben warten auf Gedenkstätten und Initiativen. Da ist, wie schon oft angesprochen, der Mangel an Nachwuchs in den Vereinen. Wer wird die Arbeit weiterführen? Wer kann heute noch so viel Zeit für ehrenamtliche Arbeit aufbringen? Was passiert mit dem schriftlichen Nachlass derer, die über teilweise Jahrzehnte Material gesammelt haben?

Auf der anderen Seite sind viele Ausstellungen nicht mehr auf dem neuesten Stand und es fehlen für eine Neukonzeption die finanziellen Mittel. Wie soll und muss man umgehen mit neuen pädagogischen Konzepten, die den Anforderungen von jungen Menschen heute gerecht werden? „Neue Medien“ sind gefragt, doch wie können vor allem kleinere Gedenkstätten QR-Codes, eine interaktive Gedenkstätten-App, um nur einige zu nennen, finanzieren? Wer soll sich darum kümmern? Wie umgehen mit der „Zeit nach den Zeitzeugen“ oder dem Anwachsen von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus vor der „eigenen Haustür“?

Besonders die letzten beiden Punkte bewegen einige Menschen, sich ehrenamtlich in der Gedenk- und Aufklärungsarbeit zu engagieren. Da ist zum einen der maßgeblich von Angelika Rieber gegründete Verein „Jüdisches Leben in Frankfurt“, dessen wichtigstes Ziel die Kontakte und Besuche von ehemaligen jüdischen Frankfurterinnen und Frankfurtern und deren Nachkommen ist und der damit auch die „Zeit nach den Zeitzeugen“ im Blick hat. Zum anderen der Verein „Wetzlar erinnert“ mit seinem Vorsitzenden Ernst Richter. Anlass für dessen Gründung waren vermehrte rechtsradikale Aufmärsche und Machenschaften in Wetzlar bzw. dem Lahn-Dill-Kreis. Ein Antifaschistischer Stadtführer für Wetzlar, der „Weg der Erinnerung“, war eines der Ergebnisse der Arbeit gegen Rechts und der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit Wetzlars.

Dr. Monika Hölscher

ERNST RICHTER

Verschleppt, entrechtet, ausgebeutet: Zwangsarbeit in Wetzlar 1939–1945

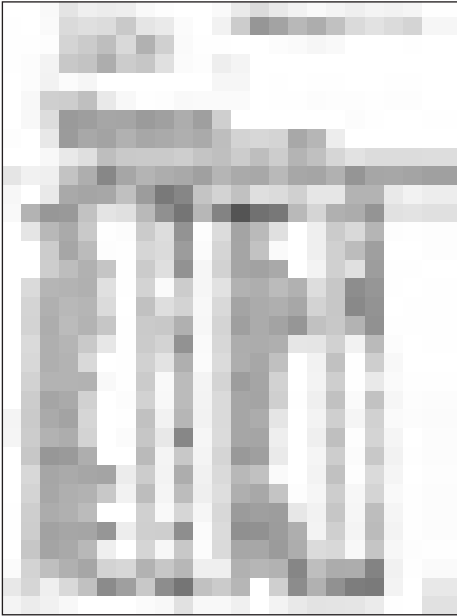
Wetzlar war ein Zentrum der Schwerindustrie und der feinoptischen Industrie und somit in der NS-Zeit von höchstem Interesse für die Aufrüstung im Dritten Reich.

Die Stahl- und Eisenerzeugung für Panzerrohre sowie die Produktion von Zielfernrohren und anderen für die Rüstung relevanten feinoptischen Geräten ließen Wetzlar zu einem Zentrum der faschistischen Rüstungsindustrie werden. Hierfür wurden dringend Arbeitskräfte benötigt, die nach dem Einzug der männlichen Bevölkerung an die Front rar geworden waren. Schon 1939 akquirierten Wetzlarer Unternehmen auf Vermittlung des Reichsarbeitsamtes in dem faschistischen Italien freiwillig angeworbene junge Männer als „Fremdarbeiter“, denen in Deutschland gute Arbeit und Einkommen versprochen wurden. So entstanden die ersten Unterkunftsbaracken auf dem Gebiet der Stadt.

In Folge des Eroberungskrieges wurden Menschen aus ganz Europa in die – damals zu Preußen gehörende – Kreisstadt und ihre Umgebung verschleppt. Zunächst mit Propagandabildern und Berichten, die den Menschen versprachen, in Deutschland bessere Lebensverhältnisse vorzufinden. Später, bis zum Ende des Krieges, wurden sie immer brutaler auf der Straße einfach aufgegriffen und mit Waffengewalt in die Transportzüge gen Deutsches Reich verfrachtet, oftmals



Aufnahme von ukrainischen Frauen, die zu Propaganda-Zwecken für die Anwerbung weiterer Frauen aus ihrer Heimat hinter dem Ostarbeiterlager der Fa. Leitz an der Lahn mit Blick auf den Dom fotografiert wurden.
Quelle: Archivfoto Fa. Leitz



Monatlicher Meldebericht des Landrates an die Gestapo im November 1944 über Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen.

Quelle: Hessisches Staatsarchiv

ohne Chance, den nächsten Angehörigen mitteilen zu können, dass sie zur Arbeit nach Deutschland müssen.

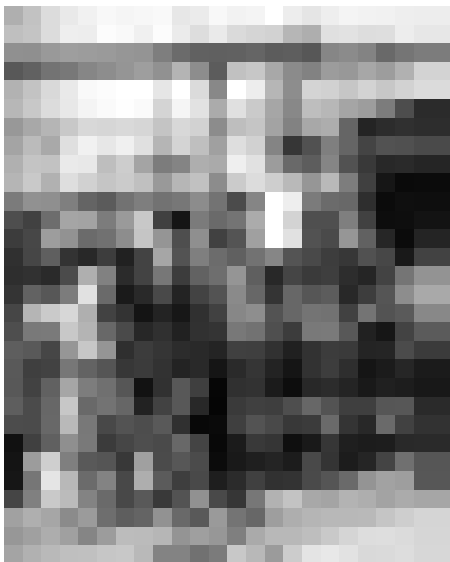
Laut der monatlichen Meldung des Wetzlarer Landratsamtes vom 25. November 1944 an die Gestapo in Frankfurt gab es zum damaligen Zeitpunkt 9575 „im Dienstbereich wohnhafte Ausländer“, also Menschen aus ganz Europa, die zur Zwangsarbeit gezwungen worden waren. Zum gleichen Zeitpunkt wurden in dem damaligen Kreis Wetzlar bei 35 Firmen 55 Lager für mind. 6500 „zivile ausländische Arbeitskräfte“ registriert, die weitaus meisten waren zur Zwangsarbeit verschleppte junge Frauen und Männer aus den überfallenen und besetzten osteuropäischen Ländern. 26 dieser Lager befanden sich zu diesem Zeitpunkt im Stadtgebiet Wetzlar mit 4750 Menschen aus 21 Nationen. Hier nicht mitgezählt sind die Menschen, die als landwirtschaftliche Arbeitskräfte, in Haushalten, Hotels u.a. Kleingewerbe arbeiten mussten sowie die Soldaten in den Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos.

Die Gesamtzahl der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen betrug wegen hoher Fluktuationen und mangelnder Vollständigkeit der vorhandenen Quellen schätzungsweise etwa 20 bis 30 Prozent mehr. D.h. ca. 50 Prozent der Erwerbstätigen und etwa 25 Prozent der Wohnbevölkerung der Stadt Wetzlar waren während des Krieges ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Überall im Stadtgebiet waren die mit Stacheldraht umzäunten Lager zu sehen, in denen die verschleppten Menschen zumeist in KZ-ähnlichen Holzbaracken hausen mussten.

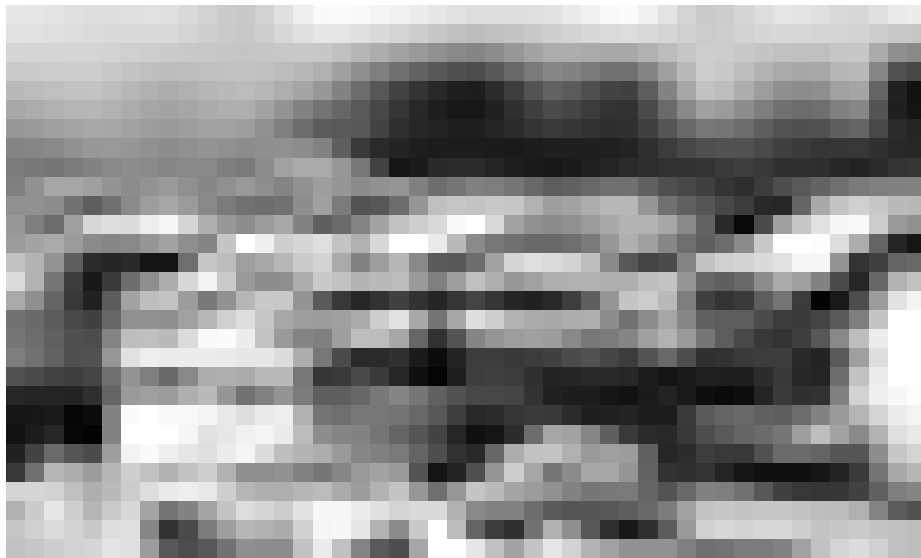
Ihre Arbeitszeiten betragen in der Regel zwölf Stunden an den Werktagen im Zweischichtsystem. Eine Kontaktaufnahme zu den Deutschen sowie den Zwangsarbeiter/-innen anderer Nationen wurde ihnen strengstens untersagt.

Die vielfältige Diskriminierung der Betroffenen gehörte unübersehbar zum Alltag aller Wetzlarer Bürger/-innen. Das Menschenbild der faschistisch-gleichgeschalteten Gesellschaft fand selbst unter diesem Unrechtssystem noch vielschichtige Differenzierungen bezüglich der rassistisch und völkisch geprägten Demütigungen. So konnten belgische und niederländische Zwangsarbeiter auch schon mal an Sport- oder Filmveranstaltungen für die deutsche Bevölkerung teilnehmen. Ganz unten in der Skala rangierten die „Ostarbeiter“, wie man die Zwangsarbeiter/-innen aus den besetzten Gebieten der UdSSR nannte. Sie bekamen ausschließlich Reste und Abfälle

zum Verzehr. „In jeder deutschen Werkskantine gibt es bekanntlich große Mengen Abfall, der sich ... noch ganz hervorragend für die Ostarbeiterverpflegung eignet“, heißt es in einer Empfehlung des Rüstungskommandos Gießen am 27. November 1942. Durch die harte Arbeit und durch Unterernährung wurden schwere Erkrankungen verursacht. Bis 1943 wurden Menschen mit TBC-Erkrankung in ihre Heimat „zurückgeführt“, seit 1944 wurden sie in Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern, den Betrieben und den Gesundheitsämtern in Kranken- und Sterbelagern, wie dem Lager Pfaffenwald bei Hersfeld, konzentriert. In 480 nachweisbaren Fällen beschloss man ihre Vernichtung in der „Landesheilanstalt“ Hadamar. Die in Hadamar eingewiesenen erkrankten Zwangsarbeiter/-innen wurden oft noch am Tage ihrer Einweisung durch Injektion von tödlich wirkenden Medikamenten umgebracht. Die Anstaltsverwaltung fälschte nachweislich



Russische Zwangsarbeiter im Stahlwerk von Buderus-Röchling, Wetzlar 1943. Foto: Paul Gömert



Lager für „Ostarbeiterinnen“ der Fa. Leitz auf der Wetzlarer Lahninsel. Dutzende derartiger Lager durchzogen die gesamte Innenstadt. Foto: Adolf Lux

die Todesdaten, und der leitende Arzt setzte beliebige Todesursachen ein. Damit sollte die systematische Ermordungsaktion verdeckt werden. Auf dem Friedhof von Wetzlar-Niedergirmes gibt es zahlreiche Gräber von jungen osteuropäischen Frauen, aber auch von nicht einmal einem Jahr alt gewordenen Kindern.

So wie in ganz Deutschland wurde auch in Wetzlar dieses massenhafte Unrecht erst zu Beginn der 1980er Jahre überhaupt ein Thema der Geschichtsforschung. Durch eine Ausstellung der IG-Metall Wetzlar wurde es ein Gegenstand der regionalen Auseinandersetzung. Diese Ausstellung wurde seit ihrer Eröffnung 1986 bis in das Jahr 2001 als Wanderausstellung in vielen Städten und Gemeinden gezeigt. Auf Einladung der IG Metall und später der Stadt Wetzlar haben in den 1990er Jahren Überlebende als Zeitzeugen von ihren Erinnerungen berichtet.

Der Verein „Wetzlar erinnert“ e.V. hat es sich zur Aufgabe gemacht, die in die Jahre gekommene Ausstellung der IG Metall aufzuarbeiten, sie zu modernisieren und zu erweitern. So könnten vorhandene Zeitzeugenberichte als biografische Zugänge die bisherigen Dokumente im Hinblick auf neue Erkenntnisse aus der Praxis der Gedenkstätten zur Menschenrechtspädagogik ergänzen. Dies gilt ebenso für die Form der Darstellung, die Aufbereitung und Zurverfügungstellung von Dokumenten, die Einbeziehung medialer Elemente und die Lernziele insbesondere für Schüler- und Projektgruppen. Das vorhandene Film- und Tonmaterial soll nach geeigneten Sequenzen durchgesehen und von kundigen Technikern in Form geschnitten und möglichst technisch auf den besten Stand gebracht werden. Große Hoffnungen setzt der Verein auf eine angestrebte Kooperation mit den gewerblich-technischen Beruflichen Schulen in Wetzlar, der Werner-von-Siemens-Schule.

Für den Neubau der Kreisverwaltung des Lahn-Dill-Kreises hat der Kreistag einstimmig beschlossen, einen angemessenen Erinnerungs- und Gedenkort zu schaffen. Diese Initiative geht auf ein Schreiben von „Wetzlar erinnert“ an den Landrat zurück, um darauf hinzuweisen, dass auf dem Areal Zwangsarbeiterbaracken der Fa. Hensoldt standen.



Grab des knapp zwei Monate alten Viktor Maljuha auf dem Friedhof von Wetzlar-Niedergirmes.

Foto: M. Hölscher

IRMTRUDE RICHTER

Der Weg der Erinnerung. Eine antifaschistische Stadtführung durch Wetzlar

Auch wenn uns heute siebzig Jahre vom Ende der faschistischen Terrorherrschaft trennen, bleibt die erinnernde Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit eine verantwortungsvolle Aufgabe unserer Gesellschaft.

Der junge und kleine Verein „Wetzlar erinnert“ versteht sich weniger als eine Vereinigung von Historiker/-innen, sondern vielmehr als Mahner, der mit Hilfe des historischen Sachverständes insbesondere den jüngeren Generationen vermitteln will, dass Faschismus keine Meinung, sondern ein Verbrechen ist.

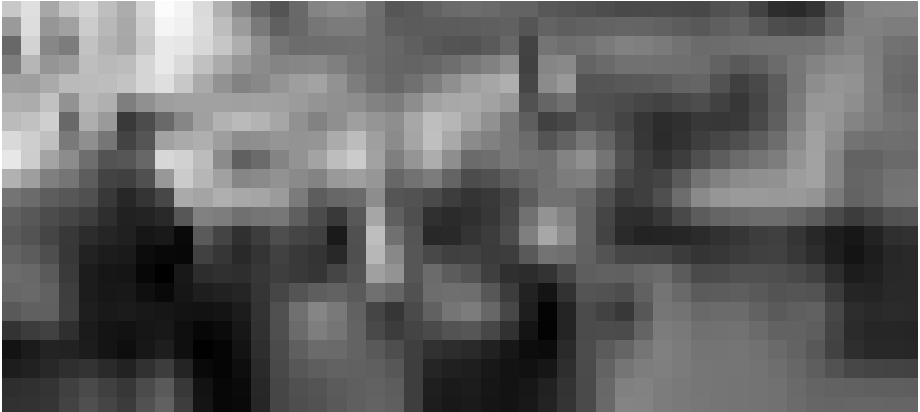
„Wer nicht erinnert, vergisst – wer vergisst, kann wieder schuldig werden“ beginnt die Präambel in der Satzung des 2013 gegründeten Vereins „Wetzlar erinnert“ e.V. Erinnerung wiederum ist auf Formen der Vermittlung angewiesen.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist die Zahl derer, die als Zeitzeugen noch aus eigenem Erleben Erinnerung vermitteln können, im Schwinden. Daher besteht die Notwendigkeit, neue und lebendige Formen der Vermittlung zu gestalten, damit den heranwachsenden Generationen Zugänge zur Erinnerung und zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit ermöglicht werden.

Angesichts neofaschistischer und rechtspopulistischer Tendenzen im vergangenen Jahrzehnt in unserer Stadt wird diese Notwendigkeit zu einer Dringlichkeit; gerade dann, wenn man nicht nur reagieren will auf die rassistische, antisemitische, nationalistische und völkische Agitation am rechten Rand sowie aus der Mitte unserer Gesellschaft.

Die Idee für den „Weg der Erinnerung“ sollte 2012 eine Antwort darauf sein, dass „Autonome Nationalisten“ und die NPD-Jugendorganisation seit 2007 verstärkt auf den Schulhöfen versuchten, CDs mit extrem rechten und teilweise auf dem Index stehenden Liedgut zu verteilen, Kneipen und öffentliche Plätze zu vereinnahmen und unter dem Motto „Wetzlar ist unsere Stadt!“ allen das Leben schwer zu machen, die nach ihrem völkischen Weltbild nicht hierher gehören. Anregung hierfür gab eine von der DGB-Jugend angebotene „Antifaschistische Stadtführung“ in Gießen.

Nach einem Brandanschlag auf das Familienhaus eines katholischen Pastoralreferenten, den die Staatsanwaltschaft als „versuchten Mord“ klassifizierte, haben die politisch Verantwortlichen aus der Stadt Wetzlar und dem Lahn-Dill-Kreis gemeinsam den Weg gesucht, mit Hilfe öffentlicher Förderprogramme zivilgesellschaftliches Engagement zur Bekämpfung von Rechtsextremismus zu unterstützen. Mit einem kommunalen Aktionsplan des Bundesprogramms „Toleranz fördern – Kompetenz stärken“ wurden Mittel zur Bekämpfung extrem rechten Gedankengutes zur Verfügung gestellt. Dies verhalf dem Projekt „Weg der Erinnerung“ zu einer nützlichen Anschubfinanzierung. Allerdings musste für das Projekt ein rechtsfähiger, gemeinnützig anerkannter Träger gefunden werden. Nach einem Interimsjahr, in der



Erste Führung am 1. September (Antikriegstag) 2012.

Bild: Klaus Petri

der örtliche DGB die Trägerschaft übernahm, wurde die Trägerschaft auf den Verein „Wetzlar erinnert“ e.V. übertragen.

Folgende Leitfragen wurden für diese Stadtführung entwickelt:

„Nur eine Minderheit der Deutschen hatte 1933 die Ergebnisse der kommenden zwölf Jahre faschistischer Terrorherrschaft erahnt, noch weniger Menschen die Folgen der faschistischen Ideologie vorhergesehen. Doch wie konnte es geschehen, dass

- die Eliten aus Wirtschaft, Militär, Politik und Medien am Ende der Weimarer Republik der NSDAP und Adolf Hitler den Weg in die wichtigsten Staatsämter öffneten?
- die Gleichschaltung des Staatsapparates und aller gesellschaftlichen Bereiche nach der Machtübergabe an die Nazis so schnell und reibungslos funktionierte?
- so viele Menschen dem faschistischen Führer folgten und von den faschistischen Ideologien beseelt waren?“

Auf diese und andere Fragen versucht der „Weg der Erinnerung“ Antworten zu geben. Klaus Kirdorf hat hierzu die historischen Ereignisse in Wetzlar recherchiert. Dabei werden die lokalen Ereignisse mit der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 verknüpft. So entstand eine Zeitreise zur deutschen Geschichte durch Wetzlar zu den Tätern, dem Widerstand, den Opfern und den Befreiern. Es geht um Unterdrückung, Erniedrigung und Demütigung, um Faschismus und den Widerstand und um die wahren Helden der jüngeren deutschen Vergangenheit.

Anhand der plastischen Schilderung von Einzelschicksalen werden die Unmenschlichkeit und die Verbrechen des Faschismus vermittelt. Damit wollen wir – insbesondere bei jüngeren Menschen – das eigentlich Unvorstellbare dennoch vorstellbar machen, Empathie für die Opfer erzeugen und Antipathien für Ideologien der Ungleichheit.

Bisher wurden für die Führungen in zwei Qualifizierungswochenenden insg. 28 Guides inhaltlich und methodisch qualifiziert. Darüber hinaus besteht eine Redaktionsgruppe für die

Formulierung gemeinsamer Texte und Zeitungsberichte über Heimatgeschichte in der lokalen Presse. Für das Management und den Erfahrungs- und Meinungsaustausch im Team wurden zunächst monatliche Treffen durchgeführt, heute nach Bedarf. Diese Treffen dienen u.a. auch zur internen Weiterbildung. Kritisch anzumerken bleibt, dass zwischenzeitlich eine Vielzahl von Guides entweder aus gesundheitlichen oder berufsbezogenen Gründen aus dem aktiven Kreis ausgeschieden ist. Schüler/-innen und Studierende zogen nach ihren Bildungsabschlüssen weg oder sind wegen ihrer anderweitigen Verpflichtungen nicht einsetzbar. Für „Wiedereinsteiger“ bieten wir eine Hospitation an, um in die Materie wieder hineinzukommen.

Angeboten werden bis zu drei öffentliche Führungen pro Jahr für interessierte Bürger/-innen und Touristen. Die meisten Führungen werden jedoch für geschlossene Gruppen, insbesondere Schulklassen der Jahrgangstufen 9 bis 13 durchgeführt. Die etwa dreistündigen Führungen beinhalten eine Route von 16 Stationen zu Fuß durch die Wetzlarer Innenstadt. Zur Einführung wurde ein rechnergestützter Einführungsvortrag entwickelt, der ständig weiter entwickelt wurde.

Anlässlich des Antikriegstages 2012 fand die erste öffentliche Führung mit 94 interessierten Bürger/-innen statt. Dies war nur dadurch zu meistern, weil an jeder der 16 Stationen jeweils ein bis zwei der zuvor ausgebildeten Guides auf den Weg geschickte Gruppen in Empfang nahmen. Ansonsten werden je nach Gruppengröße die Teamstärke angepasst und nach dem gemeinsamen Einführungsvortrag Untergruppen gebildet. Die inhaltliche Gestaltung der Führung kann an die Altersstruktur der Teilnehmer/-innen sprachlich und inhaltlich angepasst werden. Um diese Anpassungen sicherstellen zu können, haben wir zwischenzeitlich einen Fragebogen entwickelt, der nach der Anmeldung den Kontaktpersonen zugesendet wird oder schon bei der Gruppenführungsanfrage im Internet ausgefüllt werden muss.



Bürgermeister Manfred Wagner (rechts) überreicht dem Pohlheimer Schüler Justin Zimmermann (vorne, zweiter von rechts) als 1000. Besucher am 16. September 2013 ein Präsent. Bild: Privat

Als Begleit- und Nachschlagelektüre bieten wir eine 76-seitige Broschüre an, in der die 16 Stationen beschrieben werden. Die Stationsbeschreibungen sind eingebettet zwischen einem analytischen Teil für das Hintergrundwissen über den Deutschen Faschismus und einer Auseinandersetzung mit dem Rechten Rand unserer heutigen Gesellschaft.

Für die Guides wurde als Handwerkszeug ein Rucksack ausgestattet, der folgende Utensilien beinhaltet: Tablet-Computer, auf dem die Einführungspräsentation aufgespielt ist; Namensschildchen für die Guides; Schlüssel für die jüdischen Friedhöfe in Wetzlar und einen Merktzettel über jüdische Feiertage, an denen der Zugang zu jüdischen Friedhöfen untersagt ist; einen Schlüssel für das Kulturzentrum „Franzis“, in denen die Führung in der Regel mit einem Einführungsvortrag beginnt; einen Satz unserer Broschüren zum Verkauf; einen wetterfesten Spiral-Bildband für die Guides mit historischen Bildern und Dokumenten sortiert nach den Stationen und mit Stichworten zu den Kernbotschaften, die an den einzelnen Stationen vermittelt werden sollen; Taschenlampen für Abendrundgänge usw.

Seit den knapp drei Jahren Praxis kann der „Weg der Erinnerung“ durchweg als ein Erfolgskonzept bezeichnet werden. Nach 13 Monaten konnten wir unseren 1000. Besucher begrüßen. Durch die öffentliche Förderung mussten wir für die Nachweisführung zur Verwendung der



Führung am 4. November 2013 für den Geschichtskurs der 12. Klassen der Theodor-Heuss-Schule, Wetzlar.

Bild: Ernst Richter

Zuschüsse u.a. eine Statistik führen, die es uns dankenswerterweise ermöglicht, sehr exakt die Anzahl der Führungen und Teilnehmer/-innen benennen zu können:

Art der Führungen	2012	2013	2014	Gesamt
Schüler/-innen	125	543	195	863
Jugendgruppen	20	95	32	147
Erwachsenengruppen	94	101	13	208
Öffentliche Führungen	58	76	63	197
Führung Stolpersteine (Schüler/-innen)			29	29
Summe				1.415

Das Feedback aus den Gruppen und Schulklassen ist durchweg positiv, die Aufmerksamkeit trotz des dreistündigen Programms hoch. Besondere Highlights waren bisher die Führungen für eine Gruppe von 35 Wetzlarer Polizist/-innen, für eine Gruppe von Altenpfleger/-innen, die auf der Suche nach Antworten für ihre Patienten waren, sowie eine ganz speziell zugeschnittene Führung für eine Schule mit Lernhilfe. Aber auch alle anderen Führungen waren von gegenseitigem Respekt geprägt.

ANGELIKA RIEBER

Erinnern in der Zeit nach den Zeitzeugen der NS-Zeit: „Projekt Jüdisches Leben in Frankfurt“

Frankfurts Geschichte und die jüdische Geschichte sind eng miteinander verwoben. Seit fast 900 Jahren lebten Juden kontinuierlich in Frankfurt am Main. Jüdische Kaufleute und Geldhändler trugen wesentlich zur wirtschaftlichen Entwicklung von Frankfurt als Messestadt bei. Auch für das Judentum hat Frankfurt eine große Bedeutung, denn hier lebten und lehrten berühmte Rabbiner und Rechtsgelehrte, die weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt waren, wie Pinchas Ben Zwi Horowitz (1730–1805), weshalb Frankfurt auch „Jerusalem am Main“ genannt wurde.

Im 19. Jahrhundert spielte Frankfurt für die Entwicklung des Reformjudentums wie der Orthodoxie eine wichtige Rolle. Beide Richtungen reagierten auf je unterschiedliche Weise auf die sich allmählich verändernde gesellschaftliche Stellung der Juden in der Gesellschaft. Die Weimarer Republik realisierte die rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung und ermöglichte damit den uneingeschränkten Zugang zu den öffentlichen Ämtern. Mit Ludwig Landmann wurde 1924 erstmals ein Demokrat jüdischer Herkunft Oberbürgermeister der Stadt. Verglichen mit anderen deutschen Großstädten hatte die Mainmetropole mit ihren knapp 30.000 Gemeindegliedern einen besonders hohen jüdischen Bevölkerungsanteil. Bei dieser Zahlenangabe ist noch nicht die große Zahl von Christen jüdischer Herkunft oder von sogenannten „Mischlingen“ berücksichtigt, die während des Nationalsozialismus unabhängig von ihrem Glauben ebenso Verfolgungen ausgesetzt waren wie die Mitglieder der jüdischen Gemeinden.

Die Herrschaft der Nationalsozialisten setzte den Hoffnungen der jüdischen Bevölkerung auf Integration in die Gesellschaft ein Ende. Im April 1933 forderte der Vorstand der Israelitischen Gemeinde die Mitglieder noch auf, nicht zu verzagen. „Wenn sich keine Stimme erhebt, so mögen die Steine dieser Stadt für uns zeugen ...“. Er konnte sich damals nicht vorstellen, was auf die Juden in Deutschland und in Europa zukommen würde. Menschen jüdischer Herkunft wurden diskriminiert, aus dem beruflichen und öffentlichen Leben ausgeschlossen, Synagogen zerstört, Menschen zur Flucht gezwungen und ermordet. Die Mehrheit der jüdischen Frankfurter konnte noch vor dem Beginn der Deportationen ihre einstige Heimat verlassen. Etwa 12.000 Menschen jüdischer Herkunft, denen die Flucht nicht mehr gelang, wurden aus Frankfurt deportiert. Viele weitere Frankfurter, die ins nahe Ausland, beispielsweise nach Holland geflüchtet waren, wie die Familie Frank, wurden von dort verschleppt.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen kehrten die jüdischen Frankfurter, die dem Terror entfliehen konnten, trotz aller Bemühungen verschiedener Personen und Organisationen wie dem Frankfurter Oberbürgermeister Kolb, die Flüchtlinge zur Rückkehr in ihre frühere Heimat zu bewegen, nicht wieder zurück.

Ende der 1940er Jahre gründete sich eine neue jüdische Gemeinde in Frankfurt, deren Mitglieder überwiegend aus Osteuropa stammten. Heute zählt die Gemeinde gut 7.000 Mitglieder,

von denen rund die Hälfte aus der früheren Sowjetunion stammt. Mit Berlin, München und Düsseldorf zählt Frankfurt damit zu den vier großen Jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland.

Dennoch „zeugen“ nur wenige „Steine dieser Stadt“ vom einstmaligen blühenden jüdischen Leben in Frankfurt. Um wenigstens die Erinnerung daran festzuhalten, wurde das Stadtarchiv beauftragt, Dokumente zur jüdischen Geschichte zu sammeln und zu bewahren. 1961 wurde die Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden gegründet.

Zurück in Frankfurt – mit gemischten Gefühlen: Ehemalige Frankfurterinnen und Frankfurter besuchen ihre frühere Heimat

Auch wenn die überwiegende Mehrheit der früheren Frankfurterinnen und Frankfurter aus nachvollziehbaren Gründen nicht bereit war, in die frühere Heimat zurückzukehren, so ist Frankfurt doch die Stadt, in der sie aufgewachsen sind und der Ort, an dem Familienmitglieder beerdigt sind. Einige kehrten nach dem Zweiten Weltkrieg zu kurzen Aufenthalten nach Deutschland zurück, um wenigstens die Gräber ihrer Angehörigen aufzusuchen.

In den 1960er Jahren begannen verschiedene Städte wie Berlin, München, Hamburg und Oberhausen, den Emigranten einen Besuch in der alten Heimat zu ermöglichen. Verschiedene Initiativen in Frankfurt, in Israel und in den USA setzten sich dafür ein, dass auch die Stadt Frankfurt ein solches Einladungsprogramm einführt. Trotz der ambivalenten Gefühle der ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter gegenüber der alten Heimat kommt Heinrich Wasermann, der 1977 Emigranten in Israel aufsuchte und in einem Artikel darüber berichtete, zu dem Schluss: „Aber das Bedürfnis, die Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit dieser traditionsreichen Stadt war überall deutlich spürbar.“ (FAZ vom 27. Mai 1977). Walter Wallmann setzte diesen Wunsch aus dem In- und Ausland mit der ersten Einladung 1980 in die Tat um. Seither haben Tel Aviv/Jaffa und Frankfurt partnerschaftliche Verbindungen.

Spuren jüdischen Lebens

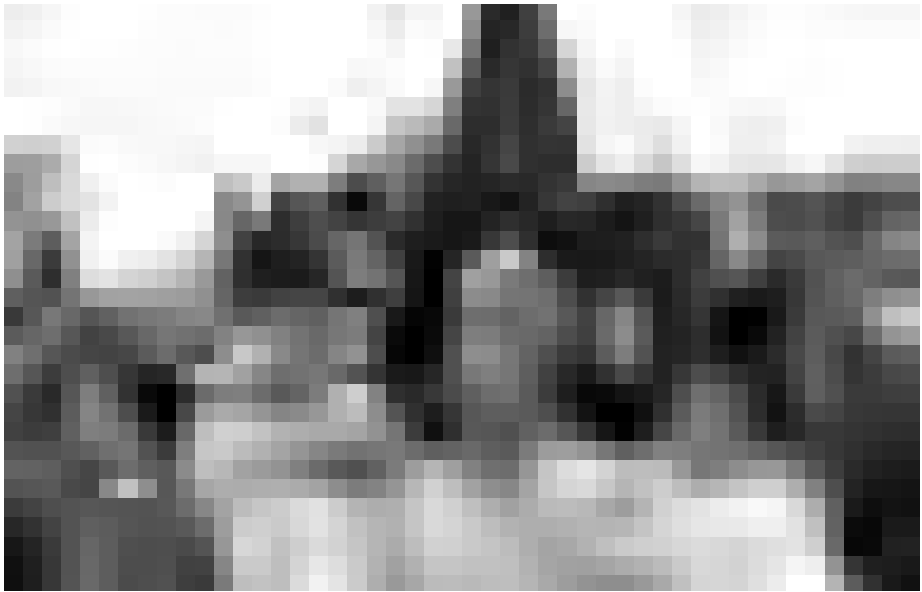
Etwa zeitgleich mit dem Beginn des Frankfurter Besuchsprogramms bildete sich Ende der 1970er Jahre eine Arbeitsgruppe junger Lehrerinnen und Lehrer, die sich zunächst „Spuren des Faschismus in Frankfurt“ nannte. Die Mitglieder der Gruppe luden Zeitzeugen des Widerstands zu Gesprächen in Schulklassen und in Lehrerfortbildungsseminare ein und organisierten alternative Stadtrundfahrten. Zunehmend entwickelte sich die jüdische Geschichte Frankfurts zum Schwerpunkt der Arbeit der Gruppe. Zu dieser Zeit beschäftigten sich nur sehr wenige Experten mit diesem Thema. Die Mitglieder der Gruppe suchten Spuren jüdischer Geschichte, organisierten Führungen auf den jüdischen Friedhöfen in der Rat-Beil-Straße und der Battonstraße und ließen auf diese Weise die Steine vom früheren jüdischen Leben zeugen. Für den Unterricht in der Schule stellte die Arbeitsgruppe Dokumente in einer Broschüre zusammen mit dem Titel „Das Alltagsleben der Frankfurter Juden“, mit denen die zunehmende Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung, der Ausschluss aus dem öffentlichen Leben,

die Flucht aus Deutschland und die Deportation in die Vernichtungslager aufgezeigt wurde. Sehr bald wurde den Mitgliedern der Gruppe deutlich, dass die in der Broschüre veröffentlichten Erlasse und Gesetze zwar einen großen Einfluss auf das Alltagsleben der Betroffenen hatten, jedoch nicht ausreichend deren Perspektive beleuchteten.

Zwar hatte sich die Projektgruppe mit den „Spuren jüdischen Lebens“ beschäftigt, mit den früheren Orten jüdischen Lebens, mit jüdischen Friedhöfen, hatte Stadtrundfahrten auf den Spuren jüdischen Lebens in Frankfurt organisiert, antijüdische Dokumente und Erlasse studiert, aber darin war nur indirekt ersichtlich, wie die Menschen, die darunter zu leiden hatten, diese Bedrückungen erlebt hatten und wie sie versuchten, damit umzugehen.

Erinnerung an das frühere jüdische Leben in Frankfurt

Auf dem Hintergrund dieses Lernweges und dank eines glücklichen Zufalls wurde die Gruppe auf das Besuchsprogramm der Stadt Frankfurt aufmerksam gemacht. Alfred Marchand, ein „roter Großvater“ mit jüdischen Wurzeln, wies die Mitglieder des Projektes darauf hin, dass seine Schwester mit ihrem Mann, einem ehemaligen Frankfurter, im Rahmen des Besuchsprogramms der Stadt zu einem zweiwöchigen Aufenthalt nach Frankfurt kommen würde. Die Projektgruppe nutzte diese Gelegenheit, mit den Menschen Kontakt aufzunehmen, die hier früher gelebt hatten und darüber berichten konnten, und beteiligt sich nun



Ehemalige Frankfurterinnen und Frankfurter bei ihrem Besuch in der früheren Heimat, 1996.

Foto: A. Rieber

seit 1984 an diesem Besuchsprogramm. Seither hat sich das Projekt parallel zum offiziellen Programm der Stadt und in Zusammenarbeit mit ihr entwickelt und wurde immer weiter ausgebaut.

Zunächst führten die Mitglieder der Arbeitsgruppe Interviews mit den Gästen der Stadt mit dem Ziel, anschauliches Material für den Unterricht zu entwickeln und gleichzeitig auch zur Erforschung der jüdischen Geschichte Frankfurts, zur Erinnerung an das frühere jüdische Leben in der Stadt und an die Schicksale der Verfolgten beizutragen. Daraus sind viele Porträts ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter entstanden, Bücher, Artikel, Filme, Unterrichtsmaterialien und seit Ende 2014 auch eine Webseite.

Sehr schnell wurde der Gruppe deutlich, dass diese Annäherungen an die Geschehnisse der Vergangenheit über Lebensgeschichten ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter nicht nur Nähe schafft, sondern auch zu neuen Erkenntnissen führt, denn Biographien zeigen die Betroffenen nicht nur als Opfer, sondern auch als Handelnde. Sie zeigen die Versuche der jüdischen Familien, mit den zunehmenden Diskriminierungen umzugehen, sie machen auf die schwierigen Entscheidungssituationen, vor denen die Menschen damals standen, deutlich und ermöglichen darüber hinaus ein tieferes Verstehen der komplexen Geschehnisse in der Vergangenheit. Der Holocaust ist mit diesem biografischen und regionalgeschichtlichen Ansatz nicht ein abstraktes geschichtliches Thema, sondern kann mit konkreten Schicksalen von Menschen verbunden werden, die im selben Haus, in der Straße oder im Stadtteil wohnten oder in dieselbe Schule gingen. Die Geschichte der früheren jüdischen Bewohner der Stadt stellt eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart her.

„... dass der Holocaust nicht einfach eine Seite im Geschichtsbuch ist“ – Ehemalige Frankfurterinnen und Frankfurter im Gespräch mit Jugendlichen

Seit 1989 organisiert und vermittelt die Projektgruppe auf ausdrücklichen Wunsch einer ehemaligen Frankfurterin, Ruth Sommer, auch Zeitzeugengespräche in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen. Da die Besucher nur für kurze Zeit in Frankfurt sind, zögerten die Mitglieder des Projektes, sie auch in Schulen einzuladen, denn für das Gelingen solcher Begegnungen ist eine gute Vorbereitung notwendig. Viele der Eingeladenen kamen zum ersten Mal wieder nach Frankfurt, einige waren als Soldaten in ihre frühere Heimat zurückgekehrt, andere zu einem Kurzbesuch in den 1950er und 1960er Jahren. Manche nahmen mehrere Anläufe, weil ihnen Zweifel kamen. In die frühere Heimat bzw. die der Eltern zurückzukehren, fällt den meisten Besuchern nicht leicht und ist von ambivalenten Gefühlen begleitet. Nur wenige hatten vorher mit einer Schulklassen über ihre Erfahrungen gesprochen. Daher ist eine intensive Vorbereitung aller Beteiligten notwendig. Die positiven Erfahrungen bei dem Besuch von Ruth Sommer im Jahre 1989 zeigten, welche Wirkung diese Gespräche nicht nur für die Zeitzeugen, sondern auch für die Jugendlichen haben. Für die ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter ist das Angebot, Zeugnis abzulegen, von großer Bedeutung, denn sie können damit einen aktiven Beitrag dazu leisten, dass die Verbrechen der NS-Zeit jungen Menschen in Deutschland zur Kenntnis kommen und nicht in Vergessenheit geraten. Aber auch die hier

lebenden Menschen profitieren von einem solchen lebendigen Zugang zur Geschichte, unabhängig von ihrer Herkunft und Religion, auch wenn der Blick auf die Vergangenheit teilweise aus unterschiedlichen Perspektiven erfolgt. Junge Menschen in Frankfurt anzusprechen und ihnen die Gelegenheit zu geben, mit Zeitzeugen der NS-Zeit und den Kindern ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter zu sprechen, hat sich seither zu einem zentralen Anliegen der Arbeit des Projektes entwickelt.

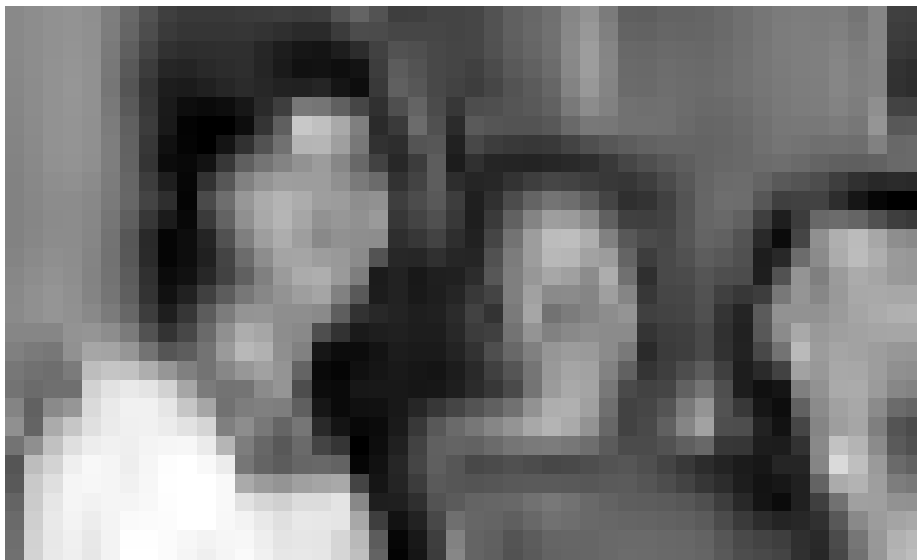
Die Projektgruppe hat daher seit 1990 ein Konzept entwickelt, das eine frühzeitige Kontaktaufnahme mit den zukünftigen Besuchern und den Schulen beinhaltet. Dazu gehören Empfehlungen für die Vor- und Nachbereitung sowie die Gestaltung von Zeitzeugengesprächen, Fortbildungsseminare zur Vorbereitung auf die Besuche, ein Begegnungsabend zu Beginn des Besuchsprogramms, der dem gegenseitigen Kennenlernen dient, sowie eine intensive Auswertung der Erfahrungen nach den Besuchen. Die positiven Rückmeldungen der Schülerinnen und Schüler wie der Besucher zeigen, welche Lernprozesse und Denkanstöße angeregt und welche Verknüpfungen mit der eigenen Familiengeschichte durch gut vorbereitete Begegnungen hergestellt werden können.

Erinnern für die Zukunft

Bald wird es keine Zeitzeugen der NS-Zeit mehr geben. Wird die NS-Zeit demnächst ein Geschichtsthema wie jedes andere? Interessieren sich junge Menschen in Deutschland überhaupt für die Geschichte des Holocaust? Vor welchen Aufgaben steht die Erinnerungsarbeit



Benjamin Hirsch im Gespräch mit Schülerinnen und Schülern in der Ernst-Reuter-Schule 1 in Frankfurt/Main, 2008.
Foto: A. Rieber



Nancy Sommers besucht die frühere Schule ihres Vaters, die Musterschule, 2013. Foto: A. Rieber

gegenwärtig? Wie kann man heute und in der Zukunft Jugendliche für die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte, der NS-Zeit und dem Holocaust gewinnen?

Mit diesen und anderen Fragen beschäftigt sich das „Projekt Jüdisches Leben in Frankfurt“ gegenwärtig. Während bislang Gespräche mit Zeitzeugen im Mittelpunkt der Arbeit der Projektgruppe standen, verlagerten sich die Schwerpunkte in den letzten Jahren zunehmend. Zwei Antworten liegen dem Verein dabei besonders am Herzen: Die Fortsetzung des Dialogs mit den nachfolgenden Generationen und die Auswertung und Veröffentlichung der Lebensgeschichten von ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurtern und ihrer Familien.

„I am coming to learn as much as to share“ – Fortsetzung des Dialogs mit den nachfolgenden Generationen

Die Stadt Frankfurt lädt seit 2012 erstmalig und gegenwärtig einmalig in Deutschland auch die Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter ein. Zwar gibt es in einigen Städten vereinzelte Einladungen von Mitgliedern der Zweiten Generation, jedoch kein kontinuierlich stattfindendes Programm. Insofern hat die Stadt Frankfurt Vorbildfunktion. In den parlamentarischen Gremien hat sich die Projektgruppe tatkräftig für die Einrichtung dieses neuen Programms eingesetzt, beteiligt sich daran und trägt zur (Weiter)Entwicklung bei.

Die meisten Besucher der Zweiten Generation, überwiegend aus den USA und aus Israel, kennen die frühere Heimatstadt ihrer Eltern nur aus Erzählungen. Die Einladung der Stadt und die Angebote der Projektgruppe geben nun den nachfolgenden Generationen Gelegenheit,

die Stätten der Kindheit und Jugend der Eltern oder Großeltern aufzusuchen und gleichzeitig Deutschland und den Umgang mit dem Holocaust aus eigener Anschauung kennenzulernen. Besonders eindrücklich sind die Erfahrungen, wenn es bei der Suche nach den Spuren der Vorfahren Gesprächspartner vor Ort gibt, seien es Zeitzeugen oder deren Nachfahren, Lokalforscher, heutige Bewohner oder Schülerinnen und Schüler, die Interesse an dem Schicksal der Emigranten zeigen. Es ist das Anliegen der Projektgruppe, solche Kontakte herzustellen und damit zum Gelingen der Begegnungen beizutragen. Diese Kontakte geben den Gästen die Möglichkeit, die eigene Lebensgeschichte bzw. die der Familie vorzustellen und interessierte Zuhörer und Begleiter, sei es in der Schule oder bei der „Entdeckungsreise“ auf den Spuren der Vorfahren, zu finden. Dies gibt den Besuchern das Gefühl, dass das Schicksal der jüdischen Bevölkerung bzw. das der eigenen Familie gerade in Deutschland zur Kenntnis genommen und an die Opfer erinnert wird. Im Verlauf ihres Besuches stellen die Gäste oft fest, dass sich nicht nur ihr Deutschlandbild verändert, sondern auch ein tieferes Interesse für die frühere Heimat der Eltern und eine Verbundenheit mit deren Herkunftsstadt geweckt wurde. Der Besuch in Frankfurt kann damit dazu beitragen, sich der eigenen Wurzeln bewusst zu werden.

Für die Projektgruppe führt dieses neue Besuchsprogramm zu einer veränderten Rolle. Die Unterstützung der Besucher bei ihrer Spurensuche beispielsweise durch Recherchen, die Begleitung während des Aufenthaltes in Deutschland und der gegenseitige Austausch nehmen nun einen größeren Stellenwert ein. Zunehmend erhält die Projektgruppe auch Anfragen von Kindern ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter, die außerhalb des Besuchsprogramms die Heimat ihrer Vorfahren besuchen.

Die Projektgruppe lädt die Kinder ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter ebenso wie die Zeitzeugen der NS-Zeit zu Gesprächen in Schulen ein. Die Zweite Generation kann die Gespräche mit Zeitzeugen oder Augenzeugenberichte nicht ersetzen. Die Begegnungen mit den nachfolgenden Generationen haben daher andere inhaltliche Schwerpunkte. Damit die Schulen die Chancen solcher Gespräche auch sehen und nutzen können, bietet die Projektgruppe Fortbildungsseminare an und hat für die Lehrkräfte und für die Besucher eine Liste möglicher Themen für solche Unterrichtsgespräche zusammengestellt.

Mit dem 2013 erschienenen Buch „Unsere Wurzeln sind hier in Frankfurt“ dokumentierte die Projektgruppe die Erfahrungen während des ersten Besuchsprogramms der Stadt Frankfurt für die Angehörigen der Zweiten Generation und möchte damit sowohl Schulen als auch andere Kommunen oder Organisationen ermutigen, Begegnungsprogramme für die Zweite Generation zu initiieren.

Eine neue Webseite – „Man wird zum Nachdenken angeregt“

Der zweite Schwerpunkt der gegenwärtigen Arbeit des Projektes ist die Dokumentation der Begegnungen in den letzten 30 Jahren. Die in der Schule aufgezeichneten Gespräche, die Interviews und die Ergebnisse weiterer Recherchen zu den Biographien ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter werden nun verstärkt ausgewertet und nach und nach veröffentlicht. Eine neue Webseite des Projektes soll nun den Zugang zur Erinnerung an das frühere jüdische

Leben in Frankfurt erleichtern und dazu beitragen, dass die Erfahrungen der Verfolgten und die Kenntnis ihrer Schicksale an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden.

Auf der Webseite www.juedisches-leben-frankfurt.de stehen Lebens- und Familiengeschichte ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter im Mittelpunkt. Die vorgestellten Biografien beschäftigen sich dabei nicht nur mit der NS-Zeit. Die Geschichten der Familien umfassen meist mehrere Generationen, vom 19. Jahrhundert bis zum Leben nach der Emigration und dem Holocaust. Damit folgt die Webseite der Empfehlung des Leo-Baeck-Instituts, Juden „nicht nur als Objekte, Verfolgte und Opfer“ zu beschreiben, sondern auch das Zusammenleben von Nichtjuden und Juden in den Blick zu nehmen und Juden damit als „Subjekte, aktive Bürger und als kreative Mitgestalter von Geschichte, Kultur und Wirtschaft Mitteleuropas“ darzustellen. Dokumentiert werden auch die Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Frankfurter Besuchsprogramms bei ihrem Besuch in Deutschland, die Begegnungen mit jungen Menschen und die Spurensuche in der früheren Heimat bzw. der Heimat der Vorfahren.

Die neue Webseite richtet sich an Schulen und andere Bildungseinrichtungen, an Historiker und Lokalforscher, an frühere Nachbarn oder Klassenkameraden und an die interessierte Öffentlichkeit. Darüber hinaus werden Politiker über die Wirkung des Besuchsprogramms der Stadt Frankfurt informiert. Die Webseite ist zweisprachig, in deutscher und englischer Sprache, denn sie soll insbesondere auch ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurtern und ihren Angehörigen gut zugänglich sein. Die Präsentation der Familiengeschichte auf der Webseite zeigt früheren wie zukünftigen Teilnehmern des städtischen Besuchsprogramms, dass die Schicksale ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter weitergegeben und in die schulische Arbeit integriert werden.

Vernetzung

Angefangen hat das Projekt vor mehr als 35 Jahren als Initiative junger Lehrerinnen und Lehrer. Inzwischen ist die Mehrheit der gegenwärtig etwa zehn Personen umfassenden Kerngruppe des Projektes im Rentenalter. Unterstützung erhält das Projekt vom Hessischen Kultusministerium durch die Teilentlastung eines Kollegen für den pädagogischen Teil der Arbeit rund um die Begegnungen in den Schulen. Die weiteren Mitglieder des Projektes sind ehrenamtlich tätig.

Gegenwärtig konzentriert sich die Arbeit auf folgende Schwerpunkte:

- Organisation und Vermittlung von Begegnungen mit Zeitzeugen der NS-Zeit und ihren Kindern
- Fortbildungsseminare und Beratung von Schulen
- Entwicklung von Unterrichtsmaterialien und didaktisch-methodischen Beiträgen zum Unterricht über den Holocaust
- Erforschung, Dokumentation und Veröffentlichung von Lebensgeschichten ehemaliger Frankfurterinnen und Frankfurter jüdischer Herkunft
- Vernetzung und Kooperation mit verschiedenen Institutionen in Hessen
- Beteiligung an Ausstellungsprojekten und an „Stolpersteinprojekten“

Damit verfolgt das Projekt einen regionalgeschichtlichen, einen biographischen und einen interdisziplinären Ansatz, der schulische Arbeit, Lehrerfortbildung, Geschichtsdidaktik und Geschichtsforschung miteinander verbindet.

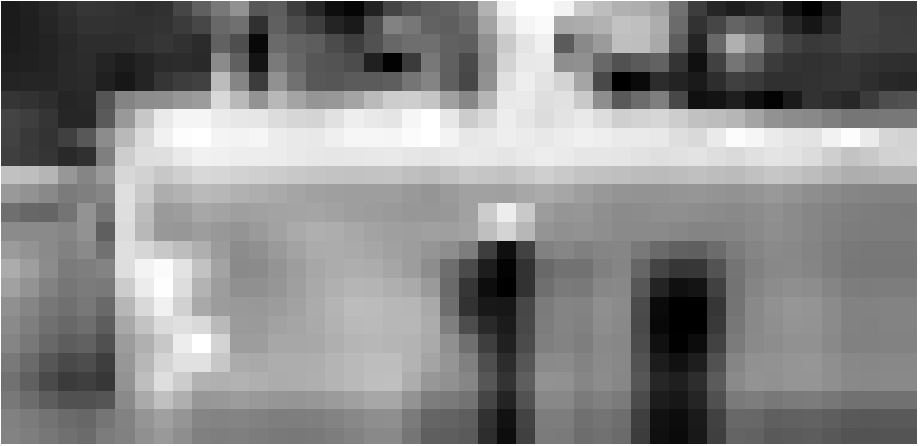
Die Arbeit des Projektes baut dabei auf ein großes Netzwerk verschiedener Institutionen auf. Die Projektgruppe lädt alle weiterführenden Schulen in Frankfurt zur Teilnahme an dem Besuchsprogramm ein, bezieht Lokalforscher und frühere Nachbarn ein und versucht damit einem größeren Kreis von heutigen Bewohnern Frankfurts und des Umlandes die Möglichkeit zu geben, den Besuchern der Stadt zu begegnen, sie zu begleiten und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Eine besonders enge Zusammenarbeit gibt es weiterhin mit einer Reihe von Schulen in Frankfurt und der näheren Umgebung. Jedes Jahr sind 15 bis 30 Schulen während des Besuchsprogramms sowie an weiteren Begegnungen mit Zeitzeugen beteiligt.

Die Spurensuche macht dabei ebenso wenig an der Stadtgrenze Halt wie die Lebens- und Familiengeschichten der ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurter. Das Projekt arbeitet mit Schulen im Umland zusammen sowie mit vielen lokalen Geschichtsinitiativen in Hessen und in anderen Bundesländern. Auch wenn der Titel „Projekt Jüdisches Leben in Frankfurt“ nicht mehr ganz zu dem inzwischen veränderten und erweiterten Aufgabenfeld passt, hat sich die Projektgruppe für die Beibehaltung des bisherigen Namens entschieden. Anfang 2014 hat die Projektgruppe einen eigenen Verein gegründet, dessen Vorsitzende Angelika Rieber ist, und der sich damit einen festen Rahmen für die Weiterarbeit geschaffen hat – für das Erinnern auch in der Zeit nach den Zeitzeugen der NS-Zeit.



Ron Sommers auf dem jüdischen Friedhof in der Rat-Beil-Straße in Frankfurt am Grab seiner Urgroßeltern.

Foto: A. Rieber



Spuren suchen an der Gedenkwand am Börneplatz.

Foto: A. Rieber

Einige Veröffentlichungen von Mitgliedern der Projektgruppe

- „... daß wir nicht erwünscht waren.“ Novemberpogrom 1938 in Frankfurt am Main. Berichte und Dokumente“. Hrsg.: Gottfried Köbler, Angelika Rieber, Feli Gürsching, Frankfurt 1993
- Unsere Wurzeln sind hier in Frankfurt. Begegnungen mit ehemaligen Frankfurterinnen und Frankfurtern jüdischer Herkunft und ihren Kindern, Hrsg.: Rieber, Angelika, Karben 2013
- Gisa Hillesheimer und Angelika Rieber: FilmPorträts in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Landesbildstelle Hessen und dem Fritz-Bauer-Institut, Frankfurt 1994 und 1995
- Dorothy Baer: „Sie haben mir den Abschied sehr leicht gemacht“
- Martha und Erwin Hirsch: „... bis wir es verstehen mussten“
- Marianne Schwab: „Ich habe immer noch ein bisschen Sehnsucht und Heimweh“
- Angelika Rieber: Begegnungen mit der Vergangenheit. In: Spurensuche, Hrsg.: Köbler, Steffens, Stilleunkes, Pädagogische Materialien Nr. 5 des Fritz-Bauer-Instituts, Frankfurt / Wiesbaden 1999
- Angelika Rieber: Am Schützenbrunnen 13. In: Ostend – Blick in ein jüdisches Viertel. Hrsg.: Jüdisches Museum, Frankfurt 2000
- Angelika Rieber: Inhaltliche und methodische Überlegungen zum Unterricht über die NS-Zeit in multikulturellen Klassen, in: Bevor Vergangenheit vergeht. Für einen zeitgemäßen Politik- und Geschichtsunterricht über Nationalsozialismus und Rechtsextremismus, Hrsg.: Thomas Schlag, Michael Hermann, Schwalbach/Ts. 2005
- Angelika Rieber: „Mit diesen Fotos verbinde ich...“ – Fotos zur NS-Zeit im Geschichtsunterricht. Beobachtungen, Erfahrungen und methodische Überlegungen zur Arbeit mit Fotos des Nationalsozialismus in multikulturellen Klassen und in der Lehrerfortbildung; in: Schlüsselbilder des Nationalsozialismus. Fotohistorische und didaktische Überlegungen, Hrsg.: Dreier, Fuchs, Radkau, Utz, Wien/Innsbruck 2008
- Angelika Rieber: Hier gibt es eine Welt aufzubauen. Biographisches zu dem Geiger Licco Amar; in: Hinde-mith-Jahrbuch 2009, Schott-Verlag, Mainz 2009
- Angelika Rieber: Die Sommers – eine Familie aus Frankfurt. Erinnerung und Begegnung, in: Informationen 78, November 2013, Wissenschaftliche Zeitschrift des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945, Frankfurt

ANDREA NEISCHWANDER

Lebensbeispiel Gisela Jäckel

Vieles von dem, was wir als Verein "Wetzlar erinnert" vermitteln können, verdanken wir den Erinnerungen unseres Ehrenmitglieds, der Wetzlarer Zeitzeugin Gisela Jäckel.

Gisela Jäckel, ihr Mädchenname ist Gisela Best, wurde als Tochter von Wilhelm und Rosa Best, geb. Lyon, am 23. Februar 1934 in Wetzlar geboren. Sie und ihre zwei Jahre jüngere Schwester Ilse wurden wie der Vater evangelisch getauft. Für die Großeltern Berta und Josef Lyon war es nichts Ungewöhnliches, dass ihre Tochter Rosa einen nichtjüdischen Mann geheiratet hatte; auch ihre Töchter Lina, Paula und Henriette heirateten nichtjüdische Männer.

Die Großeltern Lyon wohnten in unmittelbarer Nähe und ihre Tür war für die Enkelin immer offen. Doch am 13. April 1940 fand Gisela Best die Tür der Großeltern verschlossen vor. Berta und Josef Lyon waren von der Gestapo verhaftet und nach Frankfurt gebracht worden. Persönliche Gegenstände, Hausrat und Möbel mussten sie zurücklassen in ihrem Haus, das amtlich versiegelt wurde und das keiner ihrer Verwandten mehr betreten durfte. Bald darauf wurde das kleine Haus am Wetzlarer Liebfrauenberg abgerissen und der Besitz von Berta und Josef Lyon in einer Gaststätte öffentlich versteigert. „In den Saal des Gasthauses Ackermann habe ich mich hineingeschlichen. Zwischen all den Sachen habe ich nach meiner Puppe gesucht, die ich bei meiner Großmutter aufs Sofa gesetzt hatte. Meine Puppe war aber nicht mehr da.“

Mehrmals besuchte Gisela Best gemeinsam mit ihren Eltern die Großeltern in Frankfurt. Sie sah die furchtbaren Bedingungen, unter denen Berta und Josef Lyon in einer „Judenwohnung“ leben mussten. „Die Wohnung war in der Goldene-Stelz-Straße, einer Nebenstraße

der Zeil. Meine Großeltern hatten ein ganz kleines Zimmer, nur mit einem Bett darin. Die Kochstelle war auf dem Korridor.“

Berta und Josef Lyon wurden am 08. Mai 1942 deportiert. Sie gelten als verschollen.

Ehen, wie die von Rosa und Wilhelm Best, wurden in der Unsprache der nationalsozialistischen Bürokratie als „privilegierte Mischehen“ bezeichnet. Dieser Status bedeutete für den jüdischen Ehepartner unter anderem die Ausnahme von der Deportation. Im Gau Hessen-Nassau, zu dem Wetzlar gehörte, wurde dieser Schutz 1943 wirkungslos. Es traf in Wetzlar außer Rosa Best sieben weitere Frauen, darunter ihre Schwestern Lina Wollmann und Paula Weber, und einen Mann.

„Es war an einem Sonntag im Mai. Damals war ich neun Jahre alt. Die Post wurde zu der Zeit ja



Familie Best, Frühsommer 1939.

Foto: Gisela Jäckel

auch am Sonntag zugestellt. Als wir zu Bett gegangen waren, unser Kinderzimmer lag hinter dem Schlafzimmer der Eltern, hörte ich meine Mutter bitterlich weinen. Wenige Tage später war sie dann weg. Erst viel später begriff ich, was da wirklich passiert war. Unsere Mutter hatte an dem Sonntag mit der Post die Vorladung zur Gestapo in Frankfurt bekommen.“

Nachdem Rosa Best monatelang im Gefängnis in der Frankfurter Gutleut-Straße gefangen gehalten worden war, wurde sie im Herbst 1943 deportiert. Rosa Best wurde im Januar 1944 in Auschwitz ermordet. Im Februar 1944 erhielt Wilhelm Best aus Auschwitz die Nachricht von ihrem Tod. Auf einem amtlichen Vordruck wurde ihm mitgeteilt, dass seine Frau „an den Folgen von akutem Magen-Darmkatarrh“ verstorben sei. „Mein Vater wusste nicht, wie er es uns sagen sollte, dass unsere Mutter tot war. Er versteckte das Schreiben in unserem Küchenschrank. Wenig später habe ich das Schreiben durch einen Zufall dort gefunden.“

Zu dem Leid, das der Verlust der geliebten Mutter bedeutete, kamen die Erfahrungen der Diskriminierung. „Als die Mutter nicht mehr da war, waren wir Juden.“

Die Diskriminierung ging auch durch Kinderfreundschaften. „Es war im Handarbeitsunterricht. Für den nächsten Tag sollten wir Wolle zum Häkeln mitbringen. Ich wusste nicht, wo ich die Wolle hernehmen sollte, meine Mutter war ja nicht da. Meine Schulkameradin versprach mir Wolle von sich zu Hause mitzubringen. Am nächsten Tag hatte sie keine Wolle für mich dabei und als ich sie fragte, sagte sie zu mir: „Meine Mutter hat gesagt, Juden darf ich nichts geben“.

Die Diskriminierung wurde lebensbedrohlich, als im Herbst 1943 die ersten Bomben auf Wetzlar fielen. Gisela und ihre Schwester Ilse wurden als „Judenbälger“ ausgegrenzt und der Zutritt zum Luftschutzbunker wurde ihnen verweigert. Doch Emilie Best, die Mutter von Wilhelm Best, die sich liebevoll um ihre Enkelinnen kümmerte, war eine couragierte Frau, die den Mädchen energisch Zutritt verschaffte. „War die Oma nicht dabei, wurden wir aus dem Bunker geworfen. Wenn dann die Flieger kamen, haben wir uns in die Hecken gekauert, aus Angst.“

Die Befreiung Wetzlars im März 1945 war für Gisela Best die Befreiung aus tödlicher Gefahr. Amerikanische Soldaten zeigten der Familie Best Papiere der Wetzlarer NSDAP-Kreisleitung, aus denen hervorging, dass Gisela und Ilse Best deportiert werden sollten.

In den Tagen nach der Befreiung bekam Gisela Best einen Vorgeschmack auf ein Verhaltensmuster, das lange Jahre typisch für die deutsche Nachkriegsgesellschaft werden sollte; das Verdrängen der eigenen Mitverantwortung. „Die Nachbarin, die uns jedes Mal, wenn sie uns im Treppenhaus begegnet war, als ‚böse Judenkinder‘ beschimpft hatte, erzählte jetzt herum, wie sehr sie sich doch immer um die ‚lieben, armen Kinder‘ gesorgt hätte.“

Im Dezember 1952 lernte Gisela Best ihren späteren Ehemann Manfred Jäckel, der als 15-Jähriger in den letzten Kriegstagen in Schwerin in Kriegsgefangenschaft gekommen war, kennen. Sie heirateten 1955 und bekamen drei Söhne. Gisela Jäckel engagierte sich in der lokalen Politik, lange Jahre war sie Stadtverordnete, heute ist sie Mitglied des Seniorenrats. Ein Familienthema wurde der jüdische Teil ihrer Familiengeschichte in der Familie Jäckel erst mit der Ausstrahlung der Fernsehserie „Holocaust“ im Frühjahr 1979. Jetzt begannen die Söhne Fragen zu stellen nach dem Schicksal der Großmutter, der Urgroßeltern und danach, was ihre Mutter in dieser Zeit erlebt hatte.

In der Folgezeit sammelte Gisela Jäckel verstreute Unterlagen, sie recherchierte im Wetzlarer Stadtarchiv und besuchte in Israel die Gedenkstätte Yad Vashem.

Als Gisela Jäckel den Entschluss fasste, ihre Erinnerungen öffentlich zu erzählen, bekräftigte Manfred Jäckel sie darin. Dennoch war es nicht leicht für sie diesen Entschluss umzusetzen, denn die von ihr erlebte Diskriminierung hatte tiefe Verletzungen hinterlassen. „Ich habe lange gebraucht, bis ich in der Lage gewesen bin, mich von Beschämungen zu befreien und bis ich offen über meine Kindheitserlebnisse reden konnte. Heute muss ich das tun, ich kann gar nicht anders.“

Besonders wichtig ist es Gisela Jäckel, ihre Erinnerungen vor jungen Menschen zu erzählen. Sie spricht dann auch über den Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. „Heute aus dem Unheil der Vergangenheit zu lernen ist eine Notwendigkeit, denn solches Unheil darf nie wieder geschehen.“ Gisela Jäckels Erzählperspektive ist die des Kindes, das schutzlos Leid und Diskriminierung ausgesetzt ist und so wird ihr Erzählen zu einem Plädoyer für Mitmenschlichkeit und Toleranz. Mit dem Satz: „Wir haben doch letztlich alle den gleichen Gott“, bringt sie es auf den Punkt.



Gisela Jäckel neben ihrem Ehemann Manfred.

Foto: A. Neischwander

ANGELIKA RIEBER

„Meine Mutter lehrte mich, nicht zu hassen“

Fred Schwab, geboren als Friedrich Ernst Schwab, stammte aus einer jahrhundertlang in Deutschland und in Frankfurt verwurzelten jüdischen Familie.

1918 in der Mainmetropole geboren, wuchs er mitten im Frankfurter Westend in der Rheinstraße 7 auf und besuchte das nahe gelegene Goethegymnasium. Freds Vater hatte ein Geschäft in der Moselstraße 4. Die Familie war fest in der Frankfurter Gesellschaft verankert. Ihre Hochzeit hatten die Eltern im traditionsreichen Frankfurter Hof zusammen mit christlichen wie jüdischen Freunden gefeiert. Die Familie war nicht sonderlich religiös und gehörte der liberalen Westendsynagoge an. Man feierte „Weihnukka“, also sowohl Chanukka als auch Weihnachten.

Als Hitler an die Macht kam, dachte die Familie nicht im Entferntesten daran, das Land zu verlassen. Fred spürte in seiner Schule zunächst wenig vom Antisemitismus der Nationalsozialisten. 1935 verließ er jedoch das Goethegymnasium mit dem „Einjährigen“, der Mittleren Reife, um eine kaufmännische Lehre zu beginnen. Zunehmend beschäftigte sich die Familie mit Auswanderungsplänen. Zuerst wurde Fred als Jüngster 1937 in die USA geschickt, denn in Deutschland hatte er kaum noch berufliche Perspektiven. Sein Vater ebenso wie der ältere Bruder Hans (Hank) wurden 1938 während des Novemberpogroms verhaftet und nach Buchenwald verschleppt. Beide konnten nach etwa vier Wochen das Lager wieder verlassen, denn Freds Mutter war es in der Zwischenzeit dank eines Onkels in den USA gelungen, Papiere für die Auswanderung zu erhalten. 30 Kilo Gewicht hatte der Vater in Buchenwald verloren und jede Hoffnung auf ein Weiterleben in seiner Heimat.

Während des Zweiten Weltkrieges wurde Fred 1942 in die amerikanische Armee eingezogen und aufgrund seiner Sprachkenntnisse in Deutschland eingesetzt. Es zeichnete Fred wohl schon damals aus, dass er sich um Verständigung bemühte. Er sah nicht alle Deutschen als Nazis und nicht alle Parteimitglieder als Antisemiten. Mit dieser Haltung gelang es ihm, auch später in seiner beruflichen Tätigkeit, an alte Freundschaften wieder anzuknüpfen und neue zu schließen. Fred Schwab wurde in der Chemiebranche aktiv. Seine Kontakte nach Deutschland führten ihn häufig in seine alte Heimat zurück. Für seine Lebensleistung und sein Engagement für Verständigung und Versöhnung wurde der frühere Frankfurter 1995 mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt. „Wir müssen nach vorne blicken“, war seine zukunftsorientierte Lebensmaxime. Dennoch lag ihm die Erinnerung an die Verbrechen des NS-Regimes und an die Schicksale jüdischer Familien am Herzen.

1992, 55 Jahre nach der Flucht aus Deutschland, besuchte Fred Schwab auf Einladung der Stadt Frankfurt seine Geburtsstadt und sprach dort durch Vermittlung des Projektes „Jüdisches Leben in Frankfurt“ mit Jugendlichen im Goethegymnasium, seiner früheren Schule. Begleitet wurde er von seiner Frau Marianne und der Tochter Madeleine. Marianne Rothschild und Friedrich Schwab hatten sich bereits in Frankfurt gekannt, später in den USA wiedertreffen und dort geheiratet.



Marianne und Fred Schwab, geb. Rothschild, Mitte der 1940er Jahre in den USA. Quelle: Privat

Marianne, 1919 in Frankfurt geboren, wuchs in Bad Homburg auf. Dort führte der Vater, Louis Rothschild, eine Bank. Die Familie lebte in der Louisenstraße, mitten im Zentrum der Stadt. Im Gegensatz zur Familie von Fred Schwab waren die Rothschilds sehr religiös und aktiv in das Leben der jüdischen Gemeinde eingebunden. Marianne besuchte zunächst das Lyzeum in Bad Homburg, die heutige Humboldtschule. Anschließend begann sie eine Ausbildung für Heilgymnastik. Während der Novemberpogrome am 10. November 1938 musste sie erleben, wie die Wohnung der Eltern zerstört wurde. Nach diesen ernüchternden Erfahrungen entschieden die Eltern, zuerst die Kinder ins Ausland zu schicken, um ihnen später zu folgen. Am 17. März 1939 verließ Marianne zusammen mit ihrer Großmutter Deutschland. Der Bruder Eduard, genannt Edu, wurde nach Holland geschickt. Von dort versuchte er verzweifelt, aber erfolglos, ebenfalls in die USA zu kommen. Mit den Eltern blieb Marianne weiterhin durch einen regen Briefwechsel in Verbindung. Die Eltern mussten ihr Haus in der Louisenstraße in Bad Homburg verlassen und zunächst zu einer Verwandten ziehen, später in ein Ghetto-Haus in der Gorch-Fock-Straße wechseln.

Marianne Schwab gelang es nicht mehr, ihre Eltern aus Deutschland herauszuholen. Sie wurden am 28.8.1942 nach Theresienstadt deportiert. Einen Tag vor dem Abtransport schickte Louis Rothschild seiner Tochter noch über das Rote Kreuz eine Mitteilung. Höchstzahl: 25 Wörter!

„Dieses Lebewohl bringt Dir elterliche heiße Wünsche. Wir kommen morgen nach Theresienstadt! Viel Liebe von Vati und Mutti.

27. August 1942 Vater“

Nach der Deportation erhielt Marianne Schwab noch zwei Postkarten von ihren Eltern. Daraus und über Briefe, die eine Bekannte aus Portugal erhielt, erfuhr sie etwas über die Situation der Eltern in Theresienstadt.

„Meine Mutter hat mich ein bisschen durch die Blume wissen lassen, jetzt habe sie endlich eine gute Figur. Sie war früher vollschlank. Also dumm waren wir nicht, wir haben schon gewusst, was los war.“

Marianne Schwab ist die einzige ihrer Familie, die überlebt hat. Ihr Vater, Louis Rothschild, starb am 19. September 1942, die Mutter Melanie am 15. August 1944. Der Bruder Eduard wurde in Holland verhaftet und fand in Mauthausen den Tod. Laut Gedenkbuch starb er am 12. November 1942. Da die genauen Todesumstände nicht bekannt sind, wurde er für tot erklärt.

Mehrfach besuchte Marianne Schwab in den 90er Jahren die Stadt, in der sie aufgewachsen ist. Dort traf sie Klassenkameradinnen und -kameraden sowie Nachbarinnen und Nachbarn, sprach mit Jugendlichen in ihrer früheren Schule sowie im Kaiserin-Friedrich-Gymnasium, der Schule, die ihr Bruder Eduard besucht hatte. Bei einem dieser Besuche entstand ein Film-Porträt. Besonders eindrucksvoll ist darin Marianne Schwabs Schilderung des Novemberpogroms 1938. Mit der Stadt, in der sie aufwuchs, fühlt sich Marianne Schwab trotz



Marianne und Fred Schwab bei einem Besuch in Deutschland am Denkmal für die Bad Homburger Opfer des Holocaust Anfang der 1990er Jahre.
Quelle: Privat

ihrer traurigen Erfahrungen emotional eng verbunden. „Ich habe immer ein wenig Sehnsucht und Heimweh nach Bad Homburg“, beschreibt sie ihre Gefühle. Bei einem ihrer Besuche in Homburg ging sie zu dem 1988 errichteten Denkmal für die Opfer des Holocaust. „Es ist schmerzhaft und traurig, daran zu denken. An dem Platz, an dem die Synagoge stand, an der Gedenktafel, steht der Name meines Bruders. Wir waren dort und ich sehe den Namen meines Vaters, Louis Rothschild, Melanie Rothschild, geborene Emmerich, und Edu Rothschild. Ich musste die Tafel anfassen, den Namen meines Vaters und meiner Mutter. Ich musste die Namen anfassen, mit ihnen symbolisch in Berührung sein. Ich habe ja keinen Friedhof, auf den ich gehen kann.“

Diese Schilderung von Marianne Schwab zeigt, wie wichtig es für die überlebenden Angehörigen ist einen Ort zu besitzen, an dem an die Ermordeten erinnert wird, hier ein Denkmal mit den Namen von aus Bad Homburg stammenden Opfern, das die heute dort lebenden Menschen an die früheren jüdischen Bewohner erinnert und mahnt.

Ihre Liebe zu Bad Homburg hat Marianne Schwab an ihre Kinder weitergegeben. Anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel am Bad Homburger Bahnhof, mit der an die Deportationen erinnert wird, lud die Stadt Bad Homburg im November 2013 auf Anregung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Hochtaunus Marianne Schwabs Tochter Madeleine Gerrish zu einem Besuch ein. Zwei größere Transporte gingen 1942 vom Bad Homburger Bahnhof ab, im Juni 1942 und am 27. August 1942. Mit diesem Transport wurden die Eltern von Marianne Schwab, die Großeltern von Madeleine Gerrish, nach Theresienstadt deportiert.

Für Madeleine Gerrish hatte dieser Besuch in Deutschland große Bedeutung, wenn er auch nicht frei von ambivalenten Gefühlen war. Die Traurigkeit schwingt mit, wenn sie sich vorstelle, wie glücklich ihre Mutter einst als Kind durch die Straßen Bad Homburgs lief. Zusammen mit ihrem Sohn Michael, der sie einige Tage begleiten konnte, ging sie auf Spurensuche: zum früheren Wohnhaus der Großeltern, zum Haus der väterlichen Familie in Frankfurt, zur Gedenkmauer rund um den alten Friedhof am Börneplatz in Frankfurt, dem Kurpark in Bad Homburg, dem Platz, an dem die am 10. November 1938 niedergebrannte Synagoge stand. Madeleine Gerrish traf sich mit Freundinnen der Mutter und besuchte die früheren Schulen ihrer Mutter und ihres Onkels Eduard. In beiden Schulen sprach sie mit Jugendlichen über die Schicksale ihrer Vorfahren, die Emigration der Eltern aus Deutschland, ihren Neuanfang in den USA und darüber, wie sie mit diesen Erfahrungen aufwuchs. Beeindruckt zeigten sich die Schülerinnen und Schüler von Madeleine Gerrishs Offenheit und vor allem davon, dass Marianne und Fred Schwab ihren Kindern trotz allen Leids, das ihnen und ihren Familien angetan wurde, ans Herz gelegt haben, keinen Hass in sich zu tragen. „Wie hat es Ihre Mutter geschafft, eine solche Haltung zu entwickeln?“ war eine der vielen Fragen der Schülerinnen und Schüler. „Am Interessantesten fand ich, dass Madeleine meinte, man solle nicht ein Leben lang hassen. Ihre Mutter hat nicht alle Deutschen gehasst und ist sogar hierher gekommen. Das finde ich bemerkenswert. Ich hatte erwartet, dass sie den Deutschen mit einer gewissen Feindschaft entgegensteht.“ Dass diese positive Lebenseinstellung die Auseinandersetzung mit dem Geschehen in der Vergangenheit einschließt und nicht bedeutet zu vergessen, war für eine andere Schülerin bemerkenswert. „Ich fand es überraschend, dass Mrs. Gerrish mit so viel Ehrlichkeit und so aufrichtig von ihren Gedanken, Erfahrungen und den Erzählungen der

Eltern berichtet hat. Auch ihre Einstellung, dass es besser ist, den härteren Weg zu gehen und sich mit dem Geschehen auseinanderzusetzen anstatt alles zu verdrängen.“ Diese Gespräche in den Schulen zeigten, wie wichtig es auch für die nachfolgenden Generationen ist, sich über die Geschichte der früheren jüdischen Nachbarn und über den Umgang mit dem Holocaust in Deutschland und in anderen Ländern auszutauschen.

Tief bewegt und voller neuer Eindrücke kehrte Madeleine Gerrish, geborene Schwab, wieder zurück in die USA. Sie wird mit der früheren Heimat, mit den alten und den neuen Freunden dort, in Verbindung bleiben und bestimmt wiederkommen.



Madeleine Gerrish im Gespräch mit Schülerinnen und Schülern.

Foto: K. Schilling

Angelika Rieber: Marianne Schwab: „Ich habe immer noch ein bisschen Sehnsucht und Heimweh“. FilmPorträt in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Landesbildstelle Hessen und dem Fritz-Bauer-Institut, Frankfurt 1995

Porträt von Marianne Schwab; in: Jahrbuch Hochtaunus 1997, Societätsverlag, Frankfurt 1996

MONIKA HÖLSCHER

Viel Engagement auf wenigen Schultern

Der Verein „Wetzlar erinnert“ e.V. ist noch jung und klein, aber schon sehr gut vernetzt und bekannt in der Region. Dies ist auch auf das hessenweite Engagement einiger Mitglieder zurückzuführen. Seit vielen Jahren setzen sie sich für die „erinnernde Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit“ ein, und mit Neonazis in Wetzlar auseinander. Zu diesen Aktiven gehören Ernst Richter, Vorsitzender des Vereins, Klaus Kirdorf und Andrea Neischwander, bis März 2015 stellvertretende Vorsitzende; siehe Foto unten, von links nach rechts.

Der langjährige DGB-Regionvorsitzende Ernst Richter beschäftigte sich schon als Gewerkschafter mit dem Thema Neofaschismus und gehörte zu den Mitbegründern des Bündnisses gegen Rechts „Jugendnetz Wetzlar: Bunt statt Braun“. „Was muss passieren“, fragt er, „dass man nicht nur reagiert sondern agiert, Verhinderungsarbeit betreibt? In Wetzlar war es schon ziemlich heftig mit den Rechten, auch der NPD.“ Das Treiben von Neonazis in Wetzlar mit Brandanschlägen, Aufmärschen und Zerstörungen in Parteibüros war dann auch letztendlich ein Grund für die Gründung des Vereins „Wetzlar erinnert“ am 27. August 2013. Gemeinsam mit anderen Mitgliedern, darunter auch Ernst Richters Frau Irmis, wurde der „Weg der Erinne-



Ernst Richter, Klaus Kirdorf und Andrea Neischwander.

Foto: M. Hölscher

rung – Antifaschistischer Stadtführer für Wetzlar“ konzipiert. Als Guides fungieren auch viele junge Menschen, was den Initiatoren Hoffnung macht, dass die Arbeit weitergehen wird.

Der in Wiesbaden geborene und 1968 nach Wetzlar umgezogene Lehrer Klaus Kirdorf hat einen sehr persönlichen Bezug zum „Dritten Reich“. Nie machten seine Eltern einen Hehl daraus, dass diverse Gegenstände im Familienbesitz, wie etwa eine Bleikristalldose, ursprünglich Juden aus Wiesbaden gehört hatten. Bei der Plünderung des Schmuckgeschäftes in der noblen Wilhelmstraße in der Pogromnacht hatte der Vater von Klaus Kirdorf zahlreiche Gegenstände, die auf der Straße lagen, einfach in seine Tasche gesteckt, um sie seiner damals schwangeren Frau zu schenken. Der Besuch der Ausstellung „Legalisierter Raub“ 2004 in Wetzlar ließ in ihm schließlich den Entschluss reifen, die Gegenstände zurückzugeben – und dies tat er öffentlich, zum Entsetzen seines Bruders. Über das Aktive Museum Spiegelgasse konnte er sogar eine Nachkommin der ehemaligen Inhaber in New York, Gaby Glückselig, die Anfang 2015 verstarb, ausfindig machen und das Bleikristalldöschen persönlich überreichen, was ihn sehr bewegt hat. Die Familiengeschichte von Klaus Kirdorf wurde 2006 sogar in der Zeitschrift „Brigitte“ veröffentlicht und 2015 in der israelischen Zeitung „Haaretz“. Das nach wie vor aktive Gewerkschaftsmitglied setzte sich schon früher intensiv für den Kampf gegen Rechte Gruppen in Wetzlar ein. Er war der Hauptinitiator für die Verlegung der ersten Stolpersteine 2009 und die Konzeption des „Weg der Erinnerung“.

Klaus Kirdorf war es auch, der Andrea Neischwander dazu animierte, im Verein „Wetzlar erinnert“ mitzuarbeiten. Bei einer „Regenschirmführung“ entlang des „Weg der Erinnerung“ mit Klaus Kirdorf, die über die VHS angeboten worden war, war sie bewegt und fasziniert von dessen Wissen über die Orte jüdischer Geschichte und die des Nazi-Terrorregimes. Sie ließ sich zum Guide ausbilden und arbeitet zur Zeit auch an der Ausbildung zur Stadtführerin in Wetzlar. Andrea Neischwander bezeichnet sich selbst als engagierte Bürgerin, die etwas tun wolle und es genießt, mit Leuten zu tun zu haben, mit denen man was bewegen kann.

MONIKA HÖLSCHER

Über Nähe und professionelle Distanz

Angelika Rieber sprüht vor Tatendrang. Wenn sie über ihre Projekte erzählt, kann man sich ihrer Begeisterung kaum entziehen. Sie redet, schreibt, interviewt, organisiert und lehrt – und alles mit einer großen Energie und viel Nachdruck. Sie war Lehrerin für Geschichte und Politik an einer Schule mit hohem Migrantenanteil in Frankfurt, was auch ihr großes Interesse an interkulturellem Lernen und dem Thema Emigration erklärt: Was bedeutet es, die Heimat zu verlieren, sowohl in der Vergangenheit als auch heute? Das erfahrene Leid und die Lebenserfahrung, die Flüchtlinge mitbringen, zur Kenntnis zu nehmen und zu verstehen, sind für sie elementar für Integration und sollten in unsere Gesellschaft einbezogen werden: Wenn neue Teile hinzukommen, muss sich das Ganze neu definieren und formulieren.

Bereits als junge Lehrerin engagierte sich Angelika Rieber in einem gewerkschaftlichen Arbeitskreis, der sich mit Rechtsextremismus und der Integration von Zeitzeugen in die Schul-

arbeit beschäftigte. Der intensive Kontakt mit Zeitzeugen, die Opfer des NS-Regimes waren, führte letztendlich auch dazu, dass sich der Schwerpunkt ihrer Arbeit immer mehr auf die Erforschung der jüdischen Geschichte sowohl in Frankfurt als auch in Oberursel fokussierte, was mittlerweile auch einen großen Teil ihrer Freizeit ausmacht. Dennoch sei das Thema nicht ihr alleiniger Lebensinhalt, eher sieht sie ihr Engagement wie das eines x-beliebigen Vereinsmitglieds, z.B. im Fußballverein, erklärt sie lächelnd.

Angelika Rieber ist froh darüber, dass sie sich nicht hauptberuflich mit dem Nationalsozialismus und seinen Opfern beschäftigt. Sie will sich nicht ausschließlich in Archiven bewegen und über den Holocaust und Tote schreiben, sondern sucht Kontakt mit den Lebenden, will Begegnung und Austausch. Diese Erfüllung findet sie im erst 2014 gegründeten Verein „Jüdisches Leben in Frankfurt“ e.V., dessen Mitglieder jedoch schon viele Jahre gemeinsam arbeiten, der in Zusammenarbeit mit der Stadt Frankfurt Begegnungen mit den ehemaligen jüdischen Bewohnern und deren Kindern und mittlerweile auch Enkelkindern im Rahmen der jährlichen Besuchsprogramme organisiert.

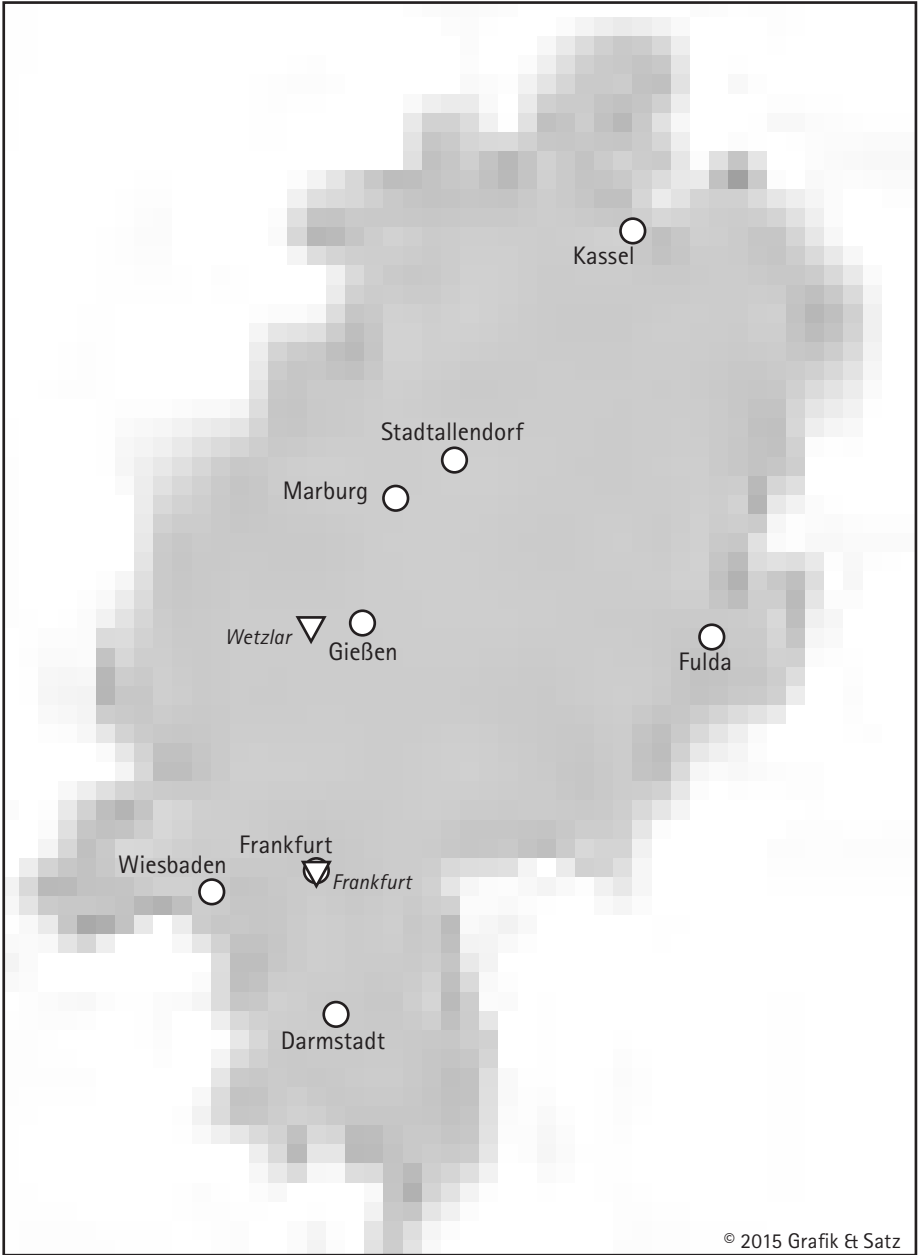
Solche Begegnungen mit Menschen, die vor den Nazis flüchten konnten, aber meist viele oder alle Angehörigen verloren haben, sind nicht einfach, emotional sehr beladen. Außerordentlich

wichtig ist für Angelika Rieber daher: Wie grenze ich mich ab, wie halte ich professionelle Distanz? Supervisionen, der Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, die Schaffung von persönlichen Freiräumen und etwas ganz anderes machen, helfen ihr dabei.

Im Jahr 2004 wurde das Projekt „Jüdisches Leben in Frankfurt“ vom Bündnis Demokratie und Toleranz im Rahmen des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz“ ausgezeichnet, ebenso 2008 die Arbeitsgemeinschaft „Nie wieder 1933“, in der Angelika Rieber seit 1984 mitarbeitet. 2014 wurde ihr der Saalburgpreis verliehen. Der Saalburgpreis für Geschichts- und Heimatpflege des Hochtaunuskreises ist ein seit 1992 vom Kreisausschuss des Kreistages des Hochtaunuskreises vergebener Preis auf dem Gebiet der Geschichts-, Heimat- und Denkmalpflege. Über solche Anerkennungen freut sich Angelika Rieber, sieht sie als Bestätigung und Ansporn. Sie sind jedoch nicht ausschlaggebend für ihre Arbeit, und sie fügt hinzu: „Mache ich diese Arbeit, um Anerkennung zu erhalten oder weil ich sie für sinnvoll und wichtig halte?“



Foto: M. Hölscher



© 2015 Grafik & Satz

Informationen und Kontakte zu den beiden Gedenkstätten:

Wetzlar erinnert e.V.
Ernst Richter (Vorsitzender)
Helgebachstraße 32
35578 Wetzlar
Telefon: 064 41-92 18 40
Fax: 064 41-92 18 40
E-mail: ernst.richter@t-online.de
www.wetzlar-erinnert.de

Projekt Jüdisches Leben in Frankfurt – Spurensuche, Begegnung, Erinnerung e.V.
Angelika Rieber (Vorsitzende)
Bleibiskopfstraße 68
61440 Oberursel
Telefon: 06171-3774
E-mail: angelika.riever@t-online.de
www.juedisches-leben-frankfurt.de

Bisher erschienen in der Reihe „Hessische GeschichteN 1933–1945“:

- | | |
|-----------------------|--|
| Heft 1 / 2012: | Die ehemaligen Landsynagogen in Großkrotzenburg und Klein-Krotzenburg |
| Heft 2 / 2013 | Die ehemalige Landsynagoge Roth und Gedenkstätte und Museum Trutzhain |
| Heft 3 / 2013 | Das ehemalige KZ-Außenlager Münchmühle bei Stadtallendorf und das Aktive Museum Spiegelgasse in Wiesbaden |
| Heft 4 / 2014 | Förderverein Jüdische Geschichte und Kultur im Kreis Groß-Gerau e.V. und Rückblende gegen das Vergessen Volkmarshausen e.V. |
| Heft 5 aktuell / 2014 | Das „Dritte Reich“ und die Archäologie – von Geschichtsverfälschungen bis zu Ausgrabungen in Gedenkstätten heute: Zwei Beispiele |
| Heft 6 / 2014 | Arbeitskreis Synagoge in Vöhl e.V. und Gedenkstätte Breitenau |
| Heft 7 aktuell / 2014 | NS-Geschichte vermitteln gestern – heute – morgen: Aspekte der hessischen Erinnerungskultur |

Mit dieser Schriftenreihe der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ) soll einer breiteren Öffentlichkeit die vielfältige und oft auch mutige Arbeit der Geschichtsforschenden vorgestellt werden. Behandelt werden sollen in dieser Reihe nicht nur die hessischen Gedenkstätten und Erinnerungsorte zum Nationalsozialismus, sondern auch Schicksale einzelner Menschen oder verfolgter Gruppen.